

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 2 (1920)
Heft: 16

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fortschrittspolitik und Fraueninteressen

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementspreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 8.50, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellbar 10 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet / Einzelnummer kostet 20 Cts.

Redaktion: Frau Elisabeth Thommen, Schiffstrasse 42, Zürich / Telefon Selma 1248. Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstrasse No. 1814. Telefon 61. Postfach-Konto 71/1441.

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einseitige Spaltenbreite 60 Cts. Für den Ausland 75 Cts. Restamen per Seite Fr. 2.50. Spaltenbreite 60 Cts. Keine Verantwortlichkeit für Platzierungsverweigerungen der Inserate. Inseratenschluß: Donnerstag Mittag.

Nr. 16

Aarau, 17. April 1920

II. Jahrgang

Deutsche Republik und Militarismus!

Von Dr. Helene Siederer.

Seit ich vor einigen Monaten an dieser Stelle zum ersten Male von der Mitarbeit der Frauen am Wieder-
aufbau des zerstörten Deutschen Reiches berichtete, haben sich entscheidende Ereignisse zugetragen. Wie wir an einer ganzen Reihe von Zeichen zu sehen glauben, nicht zuletzt an dem Steigen der deutschen Wälder, war allmählich eine gewisse Verunsicherung, ein Vertrauen in die Möglichkeit des Wiederaufbaues eingetretet, das Unbehagen unter uns auch wieder frische Kräfte der Hoffnung weckte. Ein jäher Sturz hat dieses noch gar teure Wachstum neuen Hoffens und Glaubens gestört, und wie es scheint, und auf neue zurückgenommene in unheilvollster Verwirrung und schwere innenpolitische Konflikte.

Der militärische Putsch vom 13. März, der Versuch, durch die Gewalt des Schwerts allein die Diktatur aufzurichten — ist diesmal gescheitert. Wie hoffen, daß er auch, wenn er ein zweites Mal versucht werden sollte, das selbe Schicksal haben wird. So unerwartet ist der Menschheit des deutschen Volkes kam, einen nicht unmerklichen Teil kam er nicht unerwartet. Die ganze Entwicklung des inneren Aufbaues hat diese Gefahr militärischer Erhebung mit sich gebracht, seit man bei der Bekämpfung der revolutionären Arbeiter vor einem Jahr sich einer militärischen Hilfe bedient hatte, die in ihren Folgen fast ausnahmslos aus Offizieren des alten kaiserlichen Regimes bestand. Die Einmischung von Offizieren und Unteroffizieren der durch den Friedensvertrag zu verringerten Armeekorpsangehörigen wurden, hatten ferner ausdrücklich inoffiziellen einseitigen „Militärregiment“ erhalten, die sie Arbeiter radikaler Parteilichung, also Angehörigen der Unabhängigen Partei oder der Kommunistischen Partei den Eintritt verwehrt. Auf Grund der auf diesem Boden erwachsenden, sich von Tag zu Tag mehr fühlenden inneren militärischen Macht war es begreiflich, daß Kreise, die von der Gewalt über auf keine noch nicht lassen wollten, daran glaubten, auf diesem Wege wieder einmal die „alten, besseren Zustände“ herbeizuführen zu können. Dabei leidet immer die kurzfristige Verwechslung, der kindliche Überglaube, mit dem Unterfaß, die Zustände vor dem Sturz 1914, die in der Tat für uns also so viel leichter, angenehmer, sicherer und erfreulicher waren, durch einen solchen Gewaltstreich wieder herstellen zu können! Wenn die äußerste Rechte-
partei bisher überhaupt Erfolg mit ihrer Agitation gegen die Republik hatte, so doch nur, weil sie leidet mit Recht auf die Kriegerlichkeit der Menschen zurückzuführen konnte, die mit einem nicht unbegründeten Furchen Gedächtnis alle Mängel und Unzulänglichkeiten des jetzigen Zustandes auf diejenigen schiebt, die gerade bemüht sind, aus den Trümmern der Gegenwart zu neuen und besseren Zuständen zu gelangen. Der plumpe Versuch, das deutsche Volk, d. h. die Kreise, die von der Abweisung des alten militärischen Systems, das uns in die tiefsten Nöte, in den Abgrund geführt, eine neue Zeit erschaffen, für das Verantwortliche zu machen, was seine Kriegesgeier und Verwirrer vernichtet haben, — ist so furchtbar, wie den Verwalter eines Bankrotts für den vorausgegangenen Bankrott selbst haftbar machen zu wollen.

So traurig und wichtig ist der gegenwärtige Stand so viele erste umfangreiche militärische Putsch war, — von dem man angedeutet der Unbedeutendheit der militärischen Weltanschauung fürchten muß, daß es noch nicht der letzte gewesen sein wird. — Dennoch hat er politisch ein Gutes und Heilvolles in diesen letzten Wochen ge-

bracht: das Bewußtsein der ungeheuren Sinnlosigkeit und Energie, mit der jenseits der Weichheit des deutschen Volkes sich gegen die Reanierung der Militärgewalt gewehrt hat, abgesehen die „neue Regierung“ zunächst in der lebenswichtigsten Weise Verpflegungen kühner Art machte und jeden Verdacht einer monarchistischen Bewegung leidenschaftlich in Abrede stellte. Dieses allgemeine Mißtrauen dagegen und die starke Einigkeit in der Abwehr war das Tschüssigste und Hoffnungsreichste, das uns vielleicht seit Monaten begegnet ist. Man würde mit diesem Mißtrauen an den Bau der Zukunft gehen — in der Gewissheit, daß jederzeit eine solche Vereinfachung der Abwehr vorhanden ist, daß also in der Tat jetzt ein wesentlicher Teil des deutschen Volkes auch die Erkenntnis der verhängnisvollen Bedeutung militärischer Gewaltart gewonnen hat, wenn nicht beim Ausbruch der Volksbewegung neuer verhängnisvolle Verwirrungen entstanden wären. Einmal verurteilt die im Moment besagte Militärdiktatur sich zu denken hinter dem Aufbruch der „Bewegung des Volkswillens“, von dem man seit Monaten in Deutschland nichts mehr gehört hat. Auf der anderen Seite waren die Arbeitermassen mit Recht in ungeheure Erregung geraten über ihnen angebotene und zum Teil auch vollkommene handreichliche Erleichterungen, die wertvolle, besonnene Elemente betroffen haben, als Dank dafür, daß sie, dem Ruf der Regierung folgend, zum Generalstreik gegriffen hatten! Nachdem auf diese Weise wieder einmal die äußerste revolutionäre Bewegung in Massen von Millionen Arbeitern erzeugt worden war, — zehn bis zwölf Millionen Arbeiter sollen am Streik teilgenommen haben, wie der Generalsekretär der Legation jetzt in der Nationalversammlung berichtet hat — ist es kein Wunder, daß sich eine so gewaltige Erregung nicht von heute auf morgen sofort befähigt, sondern noch eine Weile weiter braut und gärt. Die Arbeiter haben in diesem erstarrten Generalstreik ihre Macht ausgenutzt kennen gelernt und versuchen natürlich daraus Nutzen zu ziehen, jedenfalls sich aber Sicherungen zu schaffen, daß der weiche Terror sie nicht völlig hilflos und weissenlos findet. Aus dieser Erregung haben auch die Arbeiter nicht nur der sozialdemokratischen Mehrheit, sondern auch der bürgerlichen Koalitionsparteien — Zentrum und Demokraten — sich völlig eins mit den Arbeitern der radikaleren sozialistischen Parteien gefühlt und zusammengeschlossen und sind bisher im großen und ganzen ein e r Lösung gefolgt. Das haben auch, wie in jedem solchen wilden Volkskampf, unreine und gewalttätige Elemente sich vorzudenken, vielleicht auch Spitzel Verwirrung und Unheil für die Gesamtheit der Arbeiter schaffen, ist leider nur zu begreiflich. Es gehört nun ein ungeheurer gewissenhaftes Studium, eine möglichst genaue Verfolgung der verschiedenen Strömungen dazu, um sich in der erregten Zeit vor der Verwirrung und Fälschung zu halten, die aus allen großen Verlagerungen entstehen, — um dauernd zu unterscheiden zwischen ethisch berechtigten Forderungen idealistisch gemilter Arbeiter und der wilden Ausnutzung der Notlage durch unbillig privilegierte Verbände. In bezug auf diese so unendlich verschieden zu bewertenden Faktoren hat natürlich die äußerste Rechte das lebhafteste Interesse, Verwirrung zu stiften. Sie versucht es durch die Bekannte, im Kriege erfolgsreiche Methoden in der Presse auch jetzt, die Besorgnis des deutschen Volkes, das sich eben mit Recht gegen eine neue Militärdiktatur aufzumachen, durch die Angst vor dem Volkswillens, der nur blickend bezüglich sein keine Begründung hatte, zu fesseln, wie das Ausland ihre zu führen und zu sprechen. Wer die großen Mittel

der Täuschung kennt, mit denen im öffentlichen Kampf gearbeitet wird, der weiß, wie wenige Menschen sich Zeit und Mühe nehmen, alle diese Faktoren genau zu differenzieren, daß solche Eigenmächtler daher nicht ganz erfolgreich zu täuschen pflegen. Das ist vom Standpunkt aller Freigläubigen tief zu bedauern. Während man zuerst glauben durfte, daß aus dem Wüten doch Gutes entstehen sei: in der endlich entstandenen Einheitsfront aller freibürgerlichen bürgerlichen und sozialistischen Parteien gegen das Unheil des Militarismus, — muß man nun mit tiefer Besorgnis die Zerstückelung dieser Einheitsfront beobachten. Die nächsten Wochen werden uns ja zeigen, ob diese Verwirrung nur vorübergehend bleibt: ob es wirklich gelingt, nur die terroristischen, auf Raub und Mord ausgehenden Tendenzen zu fassen, oder ob, wie es so furchtbar ist, der Teufel wieder einmal mit Beiseitnahme der Vertriebenen werden soll. Dann freilich würde ein schwerer innerer Kampf, ein Bürgerkrieg entstehen, von dem es nicht einmal sicher wäre, ob er nicht mit einem, wenn auch vorübergehenden blutigen Sieg des alten Militarismus endete. Aus diesem Grunde haben gerade alle Mittelparteien in allen Ländern das größte Interesse daran, daß jetzt nicht wieder den noch ganz militärisch eingestellten Offizieren eine Gewalt in die Hand gegeben wird, die nur zu einer tiefer, inneren Spaltung des Volkes und zu noch ärgeren blutigen Geschehnissen führen muß, was sich eben im Augebiet begibt, kann entscheidend werden für das Schicksal der deutschen, ja vielleicht auch europäischer Entwicklung. Man möchte das Schicksal anfechten, daß den Verantwortlichen, in deren Hände die furchtbare Verantwortung der Entscheidung gelegt ist, die Gerechtigkeit und das Verständnis für die Psyche der Regierten, der von ihnen zur Vernunft und Ordnung zurückzuführen Menschen gegeben wäre, damit nicht aus den ersten Möglichkeiten zu einem wirklichen inneren Aufbruch einer besseren deutschen Republik allzu bald ein Zerfall, ein Zerbrechen zwischen Arbeitern und den übrigen Teilen des Volkes sich ergebe, der am Ende uns alle in den Abgrund führt. Auch das übrige Europa würde von einer solchen Entwicklung nicht unberührt bleiben, wie ja schon die Herrschaft des „weißen Terrors“ in Ungarn mit all seinen Schrecken die Macht und den Willen, ihn auch in Deutschland einzuführen, bedeutend gestärkt hat. Soll dieses arme, blutende Europa denn wirklich nur immer wieder wie ein Schatten von ferne das Land einer freien und glücklicheren Zukunft leben? Die frei gemachten Menschen, die Gerechtigkeit erlebenden in allen Ländern müssen mit dafür wirken, daß auch im inneren Kampfe immer mehr Gerechtigkeit und Verständnis, Brüderlichkeit und gegenseitige Unterstützung an die Stelle der blutigen Mittel der Gewalt treten.

VIII. internationaler Stimmrechtskongress in Genf, 6.—11. Juni 1920.

Im verflochtenen Dezember besagte eine Meldung des Sekretariates der Alliance Internationale pour le Suffrage des femmes in London, daß der 8. von diesem Verband einberufene internationaler Kongress im Mai dieses Jahres in Madrid tagen würde. Diese Nachricht wurde in den schweizerischen Kreisen des Frauenstimmrechts mit ziemlich gemäßigten Gefühlen entgegengenommen. Man fragte sich, ob dieser Kongress auf die Entscheidung der Frauenstimmrechtsfrage in der Schweiz einen Einfluß haben könnte, ob es möglich sei, da von Madrid jener frische Strom ausgehen

könnte, der in die etwas verfahrenen Dürre der schweizerischen Frauenstimmrechtsbewegung jene neue Belebung und Verfruchtung zu bringen vermöchte, deren diese jetzt gerade so dringend bedarf. — Mit großer Genugtuung vernahm man deshalb im Laufe des März, daß der Verband — hauptsächlich infolge der für solche Veranstaltungen nicht eben günstigen Lage der spanischen Hauptstadt — aber auch wegen Schweregezeiten von Herrscher Seite — von seinem Reichstag abgenommen sei und Genf als Sitz des Kongresses ausgerufen habe. — Nun, da der Kongress vor der Tür steht, wird man gut tun, sich zu fragen, welches die nächstliegenden Aufgaben des Kongresses und seine möglichen Folgen für unser Land sein dürften.

Zunächst muß man sich deutlich vor Augen halten, daß die Aufgaben des den Kongress veranlassenden internationalen Verbandes für das Frauenstimmrecht weitestgehend andere geworden sind seit der letzten Tagung des Verbandes vor 7 Jahren. Eine große Anzahl der Länder, die im internationalen Stimmrechtskongress vertreten sind durch offizielle nationale Delegierungen, haben inzwischen ihren Frauen das aktive und passive Wahl- und Stimmrecht verliehen. Einige der nationalen Delegierungen haben sich deshalb aufgelöst, wie z. B. der deutsche Reichsverband für das Frauenstimmrecht (ehemalige Präsesin Frau Stritt, Dresden), von dem gewis richtigen Gedanken ausgehend, daß die im Reichsverband bisher gebundenen Kräfte nach Erreichung des Stimmrechts freigegeben und für die Arbeit für andere Ziele mobil gemacht werden müßten. Dennoch ließ Umfang und Bekanntheit des internationalen Verbandes nicht weitestgehend kleiner geworden, und seine leitenden Persönlichkeiten haben beizeiten begriffen, daß der Moment des Aufbruchs und der Arbeitsteilung für sie jetzt noch keineswegs gekommen sein kann, daß der internationalen Stimmrechtsbewegung nun einmal die große Aufgabe gestellt ist, auch jenen Ländern und jenen Frauen zu helfen, denen es bis jetzt noch nicht gelungen ist, die volle bürgerliche Gleichberechtigung der Frau einzuführen und zu erhalten. — Der Gedanke liegt nicht fern, daß da, wo die nationalen Überbarrieren gegen die Einführung der bürgerlichen Gleichberechtigung der Frau sich auf die Länge als allzu hartnäckig, als unüberwindlich erweisen würden, der Weg von der Frauenbewegung über internationalen Boden gesucht werden müßte.

Als erste Aufgabe administrativ organisatorischer Art präsentierte sich für den kommenden Kongress die Wahlbestimmung des jetzigen Vorstandes. — In der Tat hat sich die meisten internationalen Delegierungen — ungeachtet ihrer in die Länge gezogenen. Seit dem letzten Kongress von 1913 in Budapest sind infolge des Krieges eine Neuwahl mehr erfolgt. — Wir treffen infolge dessen im Verzeichnis des den Kongress einberufenden Vorstandes in der Welt des Feminismus fünf vorbestehende Namen: — Da ist vor allem die ebenso lebenswichtige wie gewandte Mrs. Chapman-Catt (New-York) zu nennen, neben ihr die vierbeiderzeitige Sekretärin, Miss Christa Macmillan (London), die zum Zweck einer gründlichen Vorbereitung des Kongresses diesen Monat schon Aufenthalt in Genf nehmen wird. — Um diese beiden leitenden Persönlichkeiten gruppieren sich die übrigen Mitglieder des 11köpfigen Vorstandes, unter denen wir die Namen der Frau Franck, der Frau Marie Stritt, der Damen Lindemann (Deutschland), Schlimmerer (Paris), Jeanne Brigue (Brüssel) besonders auffallen.

Feuilleton.

Die Judenbuche.

Annette von Droste-Hülshoff.

10) „Alles hin, alles tot!“ kuckte Johannes.
Am Abend, als es dunkel geworden war und der Mond schien, lag man ihn im Schnee auf dem Kirchhofe umherzuwachen; er betete bei keinem Grabe, ging auch auf keine Gräber zu, aber auf einige Seiten des jetzigen Kirchhofes zu gehen. So fand ihn der Förster Brandt, der Sohn des Erblassers, den die Outerschmitts abgeholt hat, ihn ins Schloß zu holen.
Beim Eintritt in das Wohnzimmer sah er schon umher, wie vom Licht geleuchtet, und dann auf den Baron, der sehr zum Ungemessenen in seinem Selbstlob sah, aber noch immer mit den hellen Augen und dem roten Kappchen auf dem Kopfe wie vor achtundzwanzig Jahren; neben ihm die gnädige Frau, auch alt, aber alt geworden.
„Nun, Johannes“, sagte der Outerschmitt, „erzähl mir einmal recht ordentlich von deinen Abenteuern. Aber“, er musterte ihn durch die Brille, „du bist ja erdärmlich milgenommen in der Welt!“
Johannes begann: wie Mezel ihn nachts von der Straße abgerufen und gefasst, er mußte mit ihm fort. — „Aber warum lief der dumme Junge denn? Du weißt doch, daß er unendlich war?“ — Johannes sah vor sich nieder: „Ach, mich nicht recht, mich dünkt, es war wegen des Geldes. Simon hatte so allerlei Gesetze; mir tat man nichts davon, aber ich glaube nicht, daß alles war, wie es sein sollte.“ — „Was hat denn Friedrich dir gesagt?“ — „Nichts, als daß wir laufen müßten, sie wären hinter uns her. So liefen wir bis Heere; da war es noch dunkel, und wir verirrten uns hinter das große

Kreuz am Kirchhofe, bis es etwas heller wurde, weil wir uns vor den Steinbrüchen am Jellersee fürsteten; und wie wir eine Weile gesehen hatten, hörten wir mit einem Male über uns schnauben und stampfen und sahen lange Feuerstrahlen in der Luft, gerade über dem Heerz Kirchhof.
Wir sprangen auf und liefen, was wir konnten, in Gottes Namen geradeaus, und wie es dünnete, waren wir wirklich auf dem rechten Wege nach P.
Johannes schien noch vor der Erinnerung zu schauern, und der Outerschmitt dachte an seinen jetzigen Kapp und dessen Abenteuer am Heerz Kirchhof.
„Sonderbar!“ lachte er, „so nah wart ich einander! aber sehr fort.“
Johannes erzählte nun, wie sie glücklich durch P. und über die Grenze gekommen.
Von da an hatten sie sich als wandernde Handwerksbursche durdgebeizelt bis Freiburg im Breisgau. „Ich hatte meinen Vorfall bei mir“, sagte er, „und Friedrich ein Hindeln; so glaubte man es.“ — In Freiburg hatten sie sich von den Oesterreichern amweisen lassen: ihn hätte man nicht gewollt, aber Friedrich bekam den Weg zu Freiburg, fuhr er fort, „und es ging uns ziemlich gut; mit auch, weil Friedrich mich oft erinnerte und mir half, wenn ich etwas verfrucht machte. Im Frühling mußte mir nachrichten, nach Ungarn, und im Herbst ging der Krieg mit den Türken los. Ich kann nicht viel davon nachsagen, denn ich wurde gleich in der ersten Affäre gefangen und bin seitdem sechsundzwanzig Jahre in der türkischen Sklaverei gewesen!“ — „Gott im Himmel! was ist doch jenseitlich!“ sagte Frau von S. — „Schlimm genug; die Türken hatten uns Christen nicht besser als Hunde;

das Schlimmste war, daß meine Kräfte unter der harten Arbeit vergingen; ich ward auch älter und sollte noch immer tun wie vor Jahren.“
Er schlug eine Weile.
„Ja“, sagte er dann, „es ging über Menschenkraft und Menschengehalt; ich hielt es auch nicht aus. — Von da kam ich auf ein holländisches Schiff.“ — „Wie kamst du denn dahin?“ fragte der Outerschmitt. — „Sie hielten mich auf, aus dem Hospizium“, berichtete Johannes. Der Baron sah ihn beständig an und hob den Finger warnend auf; aber Johannes erzählte weiter.
Auf dem Schiffe war es ihm nicht viel besser gegangen. Der Förster rief ein; mer nicht ganz elend war, mußte über Nacht arbeiten, und das Schiffsarzt regierte ebenso streng wie die türkische Pestsche.
„Endlich“, schloß er, „als wir nach Holland kamen, nach Amsterdam, ließ man mich frei, weil ich unbrauchbar war, und der Kaufmann, dem das Schiff gehörte, hatte auch Mitleiden mit mir und wollte mich zu seinem Wirtiner machen. Aber“ — er schüttelte den Kopf — „ich betete mich hierüber doch bis hierher.“ — „Das war dumme genug“, sagte der Outerschmitt. Johannes seufzte tief: „O Herr, ich habe mein Leben zwischen Fellen und Betern zubringen müssen, soll ich nicht wenigstens auf einem fauligen Mühlstein liegen?“ Der Outerschmitt hatte seine Worte gegossen: „Da, Johannes, nun geh und komm bald wieder. Du mußt mir das alles noch ausführlicher erzählen; heute gibt es etwas sonderbar durcheinander. Du bist wohl sehr müde?“ — „Ehr mich“, berichtete Johannes; „und“, er deutete auf seine Stirn, „meine Gedanken sind zweifeln so sonderlich, ich kann nicht recht sagen, wie es so ist.“ — „Ach, mein Sohn“, sagte der Baron, „von alter Zeit her. Neht geh. Stillmehers behalten dich wohl noch die Nacht über, morgen komm wieder.“

Herr von S. hatte das unglückliche Mitleiden mit dem armen Schelm; bis zum nächsten Tage war überlegt worden, wo man ihn folgen lassen sollte; es sollte er täglich im Schloße, und für Kleidung fand sich auch noch Rat. „Herr“, sagte Johannes, „ich kann auch noch wohl etwas tun; ich kann höhere Stoffe machen, und Ihr könnt mich auch als Diener fassen.“
Herr von S. schüttelte mitleidig den Kopf: „Das wird wohl nicht faulend ausfallen.“ — „O, doch, wenn ich erst im Ganzen bin — es geht nicht gleich, aber hin komme ich doch.“ — „Mir wird mir auch nicht so lauer, wie man denken sollte.“ — „Nun“, sagte der Baron zweiseitig, „wirst du's versuchen? Hier ist ein Brief nach P. Es hat keine fonderbare Gilt.“
Am folgenden Tage besog Johannes sein Kämmerchen bei einer Witwe im Dorfe.
Er schüttelte Köpfe, ab auf dem Schloße und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im ganzen ging's ihm leidlich; die Herrschaft war sehr gutig, und Herr von S. unterließ sich oft mit ihm über die Türlein, den österreichischen Dienst und die See.
Der Johannes konnte nicht ertragen, sagte er zu seiner Frau, „wenn er nicht so arbeitsfähig wäre.“
Aber heimlich als einseitig“ verurteilte sie; „ich fürchte immer, er schnappt noch über.“ — „O Gedarme“, antwortete der Baron, „er war kein Leben lang ein Simpel; simple Leute werden nie verrückt.“
Nach einiger Zeit ließ Johannes auf einem Botengänge über Heere lange aus. Die gute Frau von S. war sehr besorgt um ihn und wollte ihn heute ausfinden, als man ihn die Treppe heraufschickte.
„Du bist lange ausgeblieben, Johannes“, sagte sie; ich dachte schon, du hättest dich im Heere verlor verrückt.“ — „Ich bin durch den Höfengrund gegangen.“

Herr von S. hatte das unglückliche Mitleiden mit dem armen Schelm; bis zum nächsten Tage war überlegt worden, wo man ihn folgen lassen sollte; es sollte er täglich im Schloße, und für Kleidung fand sich auch noch Rat. „Herr“, sagte Johannes, „ich kann auch noch wohl etwas tun; ich kann höhere Stoffe machen, und Ihr könnt mich auch als Diener fassen.“
Herr von S. schüttelte mitleidig den Kopf: „Das wird wohl nicht faulend ausfallen.“ — „O, doch, wenn ich erst im Ganzen bin — es geht nicht gleich, aber hin komme ich doch.“ — „Mir wird mir auch nicht so lauer, wie man denken sollte.“ — „Nun“, sagte der Baron zweiseitig, „wirst du's versuchen? Hier ist ein Brief nach P. Es hat keine fonderbare Gilt.“
Am folgenden Tage besog Johannes sein Kämmerchen bei einer Witwe im Dorfe.
Er schüttelte Köpfe, ab auf dem Schloße und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im ganzen ging's ihm leidlich; die Herrschaft war sehr gutig, und Herr von S. unterließ sich oft mit ihm über die Türlein, den österreichischen Dienst und die See.
Der Johannes konnte nicht ertragen, sagte er zu seiner Frau, „wenn er nicht so arbeitsfähig wäre.“
Aber heimlich als einseitig“ verurteilte sie; „ich fürchte immer, er schnappt noch über.“ — „O Gedarme“, antwortete der Baron, „er war kein Leben lang ein Simpel; simple Leute werden nie verrückt.“
Nach einiger Zeit ließ Johannes auf einem Botengänge über Heere lange aus. Die gute Frau von S. war sehr besorgt um ihn und wollte ihn heute ausfinden, als man ihn die Treppe heraufschickte.
„Du bist lange ausgeblieben, Johannes“, sagte sie; ich dachte schon, du hättest dich im Heere verlor verrückt.“ — „Ich bin durch den Höfengrund gegangen.“

